

Ohne Abschied.

Novelle von Marianna v. Biegeleben.

„Bin ich noch immer krank?“
„Ja, mein Liebling.“
„Ach krank?“
„Ja... nein, ich hoffe nicht... mein Gott, der Herr Hofrath...“
„Ich weiß schon, Mutterl. O, bitte, bitte, geh' nicht auf den Hofball!“
Die junge Mutter sah überrascht auf. Eine helle Rötze flog über ihre schönen Züge. Es lag etwas wie Enttäuschung in ihrem Blick.
„Warum nicht?“ fragte sie gebührt.
Adrienne warf das Köpfchen unruhig von einer Seite auf die andere. Im Bettchen war es so eng, das Kopfstiffen so heiß. Ober waren es ihre Wangen, die so branneten, und kam das beengende Gefühl, als müßte sie erstickern, von der Arznei und den Umschlägen, die der Hofrath heute für den lustigen Wildfang, das Baronchens, anbefohlen?
Wie ein Vorwurf, hart und mit-leidslos, klang die Frage: „Warum nicht?“ noch einmal durch die unheimliche Stille des Krankenzimmers. Gleich darauf aber dampfte die Mutter ihre geschmeideige Stimme zu sanftem Geplätscher.
„Sag' mein Liebling,“ plauderte sie, zärtlich die glühenden Fingerchen streichelnd, „nicht wahr, die Mama soll dich auf den Hofball gehen? Was soll sie Dir denn Gutes mitbringen?“
Und als Adrienne nicht antwortete, fuhr die Mama noch eifriger fort:
„Auf dem Hofball giebt es viele feine Bonbons...“
Aber die Kleine schüttelte den Kopf. „Ich kann keine Bonbons essen, die thun so weh.“
„Wirklich, armes Kind? Aber die vielen Blumen?“
Adrienne blieb stumm.
„Nun, so denke doch an die schöne Musik, die Dein Mutterl zu hören bekommt! Morgen spiel ich Dir all die lustigen Walzer auf dem Klavier...“
„O nein,“ flöhnte Adrienne, „bitte, nicht! Nur keine Musik! Ich kann schon nimmer auf dem Ohr liegen, da summt es immer den ganzen Tag.“
„Nun, nun...“ Die Baronin stockte. Sie stand am Ende ihrer Einwendungen — und zu Anfang einer bangen Ahnung.
Doch begann sie nach einigen Minuten auf's neue:
„Schau, Adöle, Du merkst es kaum, daß ich fort bin. Ich fahre ja so spät, da bist Du lange eingeschlossen.“ Die Mutter lachte. „Schlafst ja jetzt schon halb“ — denn immer undeutlicher, immer unzufammenhängender wurden Adrienne's Worte.
„Ja, Mutterl... aber in der Nacht... da ist's so dunkel und... ich weiß nicht... und Mutter, wenn Du da nicht... wenn ich allein...“ Hagig stotterte das erregte Kind die Worte hervor. Dann hüftelte es schwach und ein leises Frösteln schüttelte das zarte Körperchen.
Baronin Kalonitz erbleichte. Wie erschöpft lag das Kind vor ihr! Nein, das war kein Lallen gewesen, wie es dem süßen Kinderschlummer voranzugehen pflegt.
„Du darfst nicht so viel sprechen,“ sagte sie halblaut. „Aber trinken sollst Du, etwas Kühles Stärkendes. Komm' Schöndchen, dreh' Dich herum, nimm einen Schluck!“
Adrienne schlug die Augen auf, die dunkeln, leuchtenden Rimeraugen. Sie begegneten dem bange forschenden Blick der Mutter. Adrienne's strahlendes Gesicht hatte jetzt etwas unheimlich Befremdendes. Wie geistesabwesend griff sie nach dem dargebotenen Glas, das einen langen Zug und stammelste etwas Unverständliches.
„Noch mehr?“ fragte die Baronin. Sie klingelte und als die Jungfer ein zweites Glas gefüllt hatte, trat sie damit an das Bettchen und bat Adrienne zu trinken.
Verwirrt blickte die kleine Kranke zu ihr auf: „Wo ist Graf Botho?“
„Graf Botho, Kind? Was meinst Du? Er war doch nicht hier.“
„Doch, Mama, er hat mir zu trinken gegeben.“
„O, Adöle,“ die Baronin lachte ge- zungen, „das war ja Dein Mutterl! Hast Du von Graf Botho geträumt? Du liebes, verzerrtes Ding!“
Wieder bedeckte ein jähes Roth ihr Gesicht. Sie stellte rasch das Glas auf ein Seitentischchen und strich mit der weichen, ringelgeschmückten Hand über die heißen Wangen, wie um die verärrerliche Gluth zu verwischen. Aber ihr Herz pochte so ungesund, daß

sie meinte, Adrienne müßte es hören — Adrienne, das süße, liebenswürdige Geschöpfchen, das im Träumen an jenen gedacht, den sie wachend und schlafend nicht vergessen konnte! Wie un-befangen und sehnsuchtsvoll hatte Adöle den Namen genannt, den einen Name, den sie, die Mama, nur mit er-künstelter Ruhe hatte ausprechen können. In dieser Stunde erschienen ihr Adrienne doppelt theuer.
Sie beugte sich über das Kind, das wieder ganz still dalag, und wollte es in die Arme schließen.
Da überkam sie ein unbefrümtes Grauen. Waren das die Züge ihres Kindes? Das schöne Gesichtchen schmerzlich verzerrt! Die Nasenflügel unnatürlich ausgespannt! Und aus dem halb geöffneten Mündchen rang sich kurz und mühsamer heiße Athem hervor.
Sie trat einen Schritt zurück und preßte die Hände vor die Stirne. „Bin ich denn blind gewesen?“ murmelte sie zwischen den Zähnen. Dann in leidenschaftliches Weinen ausbrechend, flüsterte sie: „Du darfst nicht von mir gehen... Gott darf Dich nicht entziehen!... Adöle mein Kind, Du bist die einzige, die meine Freude theilt, mein Glück mitempfindet, während die Menschen mich prüde verurtheilen... verurtheilen, weil sie der jungen Wit- tve den edlen geistvollen Cavalier mißgönnen, der nicht zurückschreckt vor der minder glänzenden Partie und vor dem Kind aus der ersten Ehe. Nein, sie wissen es auch nicht, welche ein treues Herzblatt dieses Kind ist.“
Die junge Frau war ruhiger gewor- den und sah gedankenvoll vor sich hin. „Adöle wird nie überl von ihrer Mut- ter denken. Darum soll auch kein Ge- heimniß zwischen ihr und mir sein. Wer weiß, wenn ich ihr jetzt schon al- les sagte? Das Kind ist so wunder- bar frühreif, es wird mich verstehen. Ich will es vorbereiten, nicht übertra- schen mit der Nachricht... Bis mor- gen kann ja alles entschieden sein. Ge- wöhnlich er wird sprechen heute auf dem Ball, und ich...“
Ein seliges Lächeln öffnete ihre ro- then Lippen, daß die weißen Zähne sichtbar wurden. Der Spiegel an der Wand warf ihr das Lächeln zurück, den vollendetsten Reiz ihrer blendenden Schönheit. Die Baronin erhob sich neue belebt.
Die feinen Sohlen ihrer niedlichen Schuhe machten ihre Schritte unhör- bar. Für Adrienne, welche nicht schlief, hatte es daher etwas Pflögl- liches, als sie mit einemmal die Mama neben sich stehen sah. „Mutterl!“ kam es mit leisem Schrei aus dem kleinen Munde, und die glühenden Augen weit aufgerissen, starrte das Kind die Mutter an.
Im Augenblick war diese ihrem Himmel entrissen. Alle Träume, Wün- sche, Pläne mußten zusammenbrechen wie das tollkühne Bauwerk eines un- klugen Meisters. Eine kurze Viertel- stunde hatten ihre rastlosen Gedanken goldene Zinnen in die rofigen Wolken hineingebaut. Jetzt, am Krankenlager ihres einzigen Kindes, mit einem Blick auf die mehr und mehr veränderten Züge, blieb ihr nichts, als die ernste, düstere Wirklichkeit.
„Mutterl,“ flüsterte das schwache, heisere Stimmchen. „Sei nicht böse... ich hab mich so arg erschreckt.“
„Kind, Kind, Du hast Fieber, das macht Dich so schreckhaft. Schau, ich bin ja bei Dir. Was willst Du sonst?“
Adöle versuchte zu antworten. Es kam aber kein anderer Ton aus ihrer Kehle, als der des angeftrenkten Schludens. Hüßlos sah die Baronin, die kalten Hände auf der fieberheißigen Stirn der Kleinen. Wie es da drin- nen brannte, wie es pochte, wie die Pulsschläge hasteten, daß jede Ader hervortrat!
Eine Weile schien die Kranke die kühlebende Hand wohlthätig zu empfin- den. Aber gleich darauf sagte sie dan- nach: „Kälter,“ stammelste sie, „Ma- ma, Wasser.“
„So geschmeid hätt' ich auch...“ murmelte die Baronin und suchte zur Klingel. Doch noch ehe die Dienerin ein nasses Tuch für die Baroness ge- bracht, hatte die Mama das Fenster ge- öffnet und ihre zarten Hände in den frisch gefallenem Schnee gedrückt. Sie nahmen dem gequälten Kinde einen Theil seiner Leiden. Ja, nach einer Weile befand es sich sichtlich viel wohl- ler.
Die Mama, der noch immer eine Frage auf der Zunge brannte, räus- perste sich verlegen. Wie lächerlich! die weltgewandte Baronin vor ihrem Töch- terchen in Verlegenheit. Noch sann sie darüber nach, da klopfte es an die Thüre und die Jungfer trat mit selbstgefälliger Miene die Krankenstube. Geräuschlos stellte sie ein großes

Tablet mit verschiedenen Gläsern und Gläschen, theils mit Wein, theils mit wasserklarer Flüssigkeit gefüllt, sowie eine Platte feiner Biscuits auf den Tisch. Die Nähe des Krankenbette's schien sie absichtlich zu meiden.
„Wünschen Frau Baronin...“ sagte sie mit hoher Stimme.
„Nichts,“ unterbrach diese sie.
Ohne auch nur einen Blick auf Ad- riene zu werfen, entfernte sich die Jo- se, während sie sich doch noch eben zu- vor dem Stubenmädchen gegenüber gerührt hatte, sie allein habe die Pfle- ge von Baronesse Adrienne in Händen. Die Frau Baronin besahe ja kein Ta- lent zur Krankenpflege, wie sie's schon beim armen Herrn Baron selig miter- lebte!
Ganz so talentlos konnte man die Baronin jetzt wohl nicht nennen. Freilich, es lag etwas Erregtes, Hastiges in der Weise, wie sie den Wein mit der Arznei für die Kranke mißchte.
„Nun trink, Schatz,“ drängte sie eifrig. „Glaub' mir, das ist gut.“
Wie auf Kommando schluckte Ad- riene einmal, zweimal, dreimal, hel- denmüthig die Schmerzen, die das Schlucken verursachte, überwindend. Thränen perlen in den großen, dun- keln Augen, als die mühselige Pflicht gethan war.
Wieder ein Widerspruch: die Mut- ter lächelte vergnügt. Was hoffte sie nicht von der belebenden Wirkung des Mittels!
In der That kehrten augenblicklich die matten Lebensgeister zurück. Ad- riene legte beide Arme unter das Köpfchen und schaute zur Mama auf. Richtig, und nun ersparte das Her- zenskind ihr sogar das schwierige Fra- gen.
„Mutterl, so einen Wein hat mir auch Graf Botho gebracht... Totater hat er gesagt.“
„So, so? Du kleine Unschuld, und... und was hat er denn noch gesagt?“
„Nichts.“
„Du Dummetl, er wird doch nicht stumm gehen sein?“
Adöle's Antwort klang sehr ängst- lich: „Ich weiß nimmer.“
„Bestimm' Dich nur. Ich wart ein Bissel.“
Wie die Mama so geduldig und freundlich sprach, beruhigte sich das Kind. So klein Adrienne war und so lebendig und ungestüm in gefunden Tagen, sie verstand es wie wenige, sich der rücksichtslosen Selbstsucht ihrer Mutter zu fügen. Sie war ja ihr „liebst, best, schönst Mutterl.“
Es war für das kranke Kind eine qualvolle Anstrengung, aber der Mut- ter zu Liebe brachte sie es fertig. Mit schwacher Stimme wohl und nicht ohne oftmals schwer athmend inne zu halten, wiederholte sie, was Graf Bo- tho mit ihr gesprochen. Die Baronin sah mit glühenden Wangen da und horchte auf jedes Wort. Was hatte er alles gesagt?
„Ob die Mama bald nach Hause käme? Er sei ein guter Krankenpfle- ger, die Jungfer könne ruhig draußen bleiben.“ Dann hatte er Adöle kalte Umschläge gemacht und sie nach Vor- schrift mehrer Weine trinken las- sen. Nachher war er fortgegangen: er lasse der Mama die Hand küssen.
„Und weiter nichts?“ fragte die Ba- ronin gereizt. „Bestimm' Dich, was noch?“
Die kleine Kranke war sichtlich am Ende ihrer Kräfte; es bedurfte eines abermaligen belebenden Trunkes, um sie zum Weitererzählen zu bewegen.
„Ja, Mutterl, er hat mich noch ge- fragt, ob ich ihm gern haben wollte.“
„Und?“
„Grad ein Bissel so lieb wie den Papa?“
„Und Du, Du hat doch ja ge- sagt?“
Adriene nickte: „Graf Botho hat gesagt, es würd' halt Dich so freuen. Er wollte es Dir gleich auf dem Ball wieder sagen. Und denk' Dir, Mut- terl, er hat ganz roth ausgegesehen im Gesicht und hat mir die Hand geküßt.“
„Schau, schau, das war ein Mal recht!“ rief die Baronin und lachte. „Komm', Schatz, gib mir einen Kuß, und heut' Nacht träum' mir wieder so was Schönes.“ Stürmisch drückte sie das Kind an sich und küßte es.
„Aber ich hab's ja gar nicht ge- träumt. Der Graf war wirklich bei mir, ganz gewiß, gestern Nachmit- tag.“
In diesem Augenblick erschien die Jungfer auf der Schwelle des Neben- zimmers. „Frau Baronin haben mich auf 7 Uhr zur Toilette befohlen.“
„Gut, Du kannst gehen.“ Die Ba- ronin wandte sich nicht ein Mal um.
„Verzeih'n Euer Gnaden, es ist jetzt schon halb Acht.“
Nun erst drehte die Bedieterin ein wenig den Kopf. Ihre Augen hatten

einen unfäten Blick, und die blaffen Lippen zuckten, als sie mit erzunge- ner Ruhe der Jose befahl, sich zu ent- fernern. Sie werde nicht Toilette ma- chen; auf den Ball gehe sie heute nicht, erklärte sie.
Kaum jedoch hatte sich die Thüre geschlossen, da brach die leidenschaft- liche Frau in lautes Weinen aus und vergrub das Gesicht in Adrienne's Sa- ger.
„O, Mutterl, nun bleibst Du bei mir...“ stammelste das Kind und streckte seine heißen Hände, um jene zu küssen, die um feinestwillen so eben ein so schweres Opfer gebracht hatte.
Nie waren Mutter und Kind einan- der so nahe gewesen als in diesem Augen- blick. Die Welt mit ihren loden- den Freuden, mit ihrer ewig hasten- den, nimmer rastenden Eitelkeit, mit ihrer verzehrenden Eifersucht — für diesen einen Augenblick hatte sie keine Ansprüche. Adrienne lächelte selig trotz Schmerzen, Frösteln und Fieber- hitze. Im Herzen der Mutter aber rang sich ein Angsthrei echter Mut- terliebe hervor:
„Und bleibst auch Du bei mir, Adri- enne?“
Da — vorüber der eine Augenblick — es klingelt: „Ein Bouquet für Ihre Gnaden, die Baronin Kalonitz.“
„Die Karte?“ fragte die gefeierte Frau und langte nach den köstlichen Blumen, sich rasch erhebend. Sie war roth geworden und stotterte verlegen: „O wie schön!“ gerade wie ein junges Backfischchen, das sein erstes Kokillon- sträußchen in Händen hält.
Aha, da stand ja noch immer der Diener vor ihr und barte ihre Besel- sel. „Schon gut, Joseph,“ entschloß sie sich zu sagen, „dem Uebringern einen Gulden. Elise soll gleich zum Friseur kommen. Ich fahre um halb Neun.“
Mit einem Lächeln, das halb den Blumen und der darin versteckten Karte, halb ihrer feinen weißen Hand zu gelten schien, hüftete sie in's an- grenzende Antlebezimmer.
Eine wohlgezogene, aristokratische Jungfer, wie Elise es war, ließ es sich nicht einfallen, eine Bemerkung über die veränderte Sinesweise der Herr- schaft laut werden zu lassen. Desto mehr dachte sie still bei sich, während ihre gewandten Finger sich regten, die verärrerte Zeit nachzuholen.
Endlich war die letzte Nadel gesteckt. Mild und königlich wie der sanft- stehende Abendhimmel war die jähre Frau in ihrem gewählten Festschmuck anzusehen. Ein schwarzes Seidenkleid von feegrüner Farbe umschloß in un- gezwungenen Falten die anmuthige Gestalt, deren Ebenmaß kein Pausen und Puffen der Schneiderkunst ver- langte. Um die weißen Schultern und um die Schleppe schmiegte sich der dunkle Sammet der tiefvioioletten Pen- sees, ähnlich dem Schatten, der sich dem Lichte gefellt, daß es scheinbar an Helle gewinnt. Brillanten funkelten um Hals und Arme und strahlten in Form eines Sterns aus dem rothblon- den Haar, das in ungestimmter Ein- fachheit einzig durch seinen natürlichen Goldglanz die fein geschneittenen Züge, das bezaubernde Lächeln, die Wan- gen so rosig und weiß, lieblich um- rahmte.
Die schöne Wittve — sie selbst hörte diesen Namen nicht gern — hatte we- der Zeit noch Ruhe, ihr entzückendes Spiegelbild lange zu betrachten. Sie trat auf den Gang hinaus. Jeden Augenblick mußte ja der Wagen ge- meldet werden.
Elise reichte ihr Fächer und Hand- schuhe und war eben daran, ihr den pelzbesetzten Ballmantel anzuhängen, als die Baronin plögllich die aus der Krankenstube tretende Schwester Cres- centia bemerkte, deren Anwesenheit sie nicht vermuthet hatte.
„Ei, grüß' Gott, Schwester!“ rief sie munter. „Da hat Sie wohl un- ser guter Hofrath geschickt?“
„Ja, küß' b' Hand, Frau Baronin. Bin auch schon bei der Baronesse drin- nen gewesen... Sollen's nicht noch ein Mal den Herrn Hofrath bitten?“
Beschwehen stand sie vor der Baronin Kalonitz.
Diese lachte. „Das müßt' ich ihm gerad' auf dem Hofball sagen! Aber das wird ihm kein Plaisir sein. Wenn der erst Frad und Orden anhat, dann will er auch ungeföhrt seinen Punsch trinken!... Adrienne ist doch nicht trücker? Lassen Sie mich, Schwe- ster, ich will dem Herzerl Gute Nacht sagen.“
Schwester Crescentia vertrat ihr den Weg. „Ich bit', Euer Gnaden, gehen's nicht hinein. Die Kranke schläft eben ein Bissel. Aber — die Schwester warf einen schnellen Blick auf die schlanken, weißen Arme und den taum

verhüllten Hals der Backfischen — „aber wär's nicht besser, wenn die Frau Baronin den Mantel unnäh- men? Euer Gnaden werden sich er- kälten.“
„Behüt' Gott, Sie ängstliche Schwe- ster!“ scherzte die junge Frau. „Ein bitterl Halschmerzen hab' ich alleweil, und zur Vorsicht... Elise, bring' mir rasch Karbolwasser.“
Die Jungfer ging und kam wie der Wind. Als ihre Herrin eben noch die Hände trocknete, wurde der Wagen ge- meldet.
Die Baronin ergriff das Bouquet. „Pen sees,“ murmelte sie. „Pen sees... seine Gedanken! Und ich habe sein Gedacht... Pen sees, ihm zu Liebe. Ob er etwas sagen wird?“
Dann war Alles Hast und Eile. Rasch, auf wohlthätig dampfenden Gummirädern, rollte der Wagen da- von.
Adrienne's Mutter war gegangen — ohne Abschied. * * *In den glänzenden Sälen der Wie- ner Hofburg, umringt von schmei- chelnden Freunden und huldvollen Kavalieren kam der Baronin Kalonitz der große Gegenfah zu der trüblichen Krankenstube zu Hause in den Sinn. Wie sonderbar: mit der glühendsten Einbildungskraft hatte sie sich hierher geföhrt, und doch hatte sie nie gedacht, wie verwirrend das Geseum so vie- ler lebensfroher Stimme sie heute be- röhren werde, wie leer, fast verlegend ihr die tausend Nebenarten klingen würden! Mit welcher Unlust betrachtete sie ihre eigene geduckte Toilette, und wie wehe that ihr heute das glän- zende Lichtmeer der Hundert und hundert sich spiegelnden Kerzen!
Zu Hause, ja zu Hause, da war es anders — nicht blendende Pracht, nicht falscher Schein. Leise im Fieber stöh- nend und doch so geduldig ihr einzi- ges, engelgutes Kind; dort in der stil- len Stube der matte Schatten der ver- schleierten Ampel und das ernste Kleid der opferfreudigen Nonne. Wohin gehörte sie wohl, hierher oder dorthin — sie, Adrienne's Mutter?
D, dies sich Fragen, dies Wählen und Quälen! Dabei empfand sie et- was wie Herz klopfen, ganz innen, tief drinnen im Herzen. Unbewußt, um ihr Gewissen zu beschwichtigen, schneiften ihre Hände über das Gewoge des Tanzsaales hinweg: sie spähte nach der glatten, runden Gestalt des Hof- rathes. Umsonst. Auch den angren- zenden Saal konnte sie überschauen. Ihre brennenden Augen bohrten sich in die entferntesten Ecken. Wieder verge- Bens!
„Wo der nur stecken mag? Aber ich muß ihn finden. Mein Gott, wenn er gar nicht auf den Hofball gekommen! Und doch muß ich ihn sprechen, jetzt, heute Abend, das Kind... Nein, wie dumm ich bin, mich zu ängstigen; Adrienne ist ja besser. Schlafte sie nicht ruhig, als ich ging?“ Im nächsten Augenblick aber überkam sie wieder die Angst.
Die Baronin litt entsehllich. Es war gut, daß sie den Schmelz der na- türlichsten Farben mit Puder und Eau de Lys etwas unterlöhrt hatte, sonst wäre das jähre Erbleichen der schönen Frau mit Verwunderung bemerkt worden.
Einem entging es doch nicht, jenem, um besessenen sie heute hier war, dessen Blumen sie trug, dessen Worten sie mit zitterndem Jubel entgegen- harrte; denn er blickte nicht flüchtig, sondern mit dem Auge der Liebe. Daß auch seine Seele litt, ahnte die Baro- nin nicht. Sie erwartete von ihm keine so tiefen Geföhle, verlangte nichts anderes, als der einzige Gegenstand seiner ritterlichen Liebe, seiner un- geschmälerten Huldigungen zu sein — und heute die entscheidende Frage! Dafür wollte sie ihm mit ihrer Ant- wort die süßeste Gewöhheit schenken. Mancher würde ihm darum beneiden.
Graf Botho hatte die Baronin Kalonitz gleich nach Beendigung des Cer- cles begrüßt. Er hatte sie um sein al- tes Recht, Souper und Tischwalzer, ersucht. Dann hatte er nach Adrienne gefragt, und trotz ihrer unklaren Ant- wort eine, wie ihr schien, übertriebene Besorgniß gezeigt. Die Baronin glaubte aus seinen Worten sogar ein- nen versteckten Tadel heraus zu hö- ren. Seitdem war er spurlos ver- schwunden. * * *Die Musik hatte längst begonnen. Zuerst die Polonaise, dann kam ein Raufchen und Wirbels, ein Glänzen und Klirren, nichts als Bewegung und Leben. Ein Tanz folgte dem andern, die erste Stunde verram. Allein der, welchen die schönsten blauen Augen suchten, hielt sich fern. Der schönen Wittve fehlte es nicht an Tänzern, sie

tanzte leicht und anmuthig. Aber sonst konnte sie fast kindisch vergnügt sein, heute nannte man sie kalt.
Und dann kam für ihre Eitelkeit, für ihre Gefallsucht, für ihre Eigen- liebe, für ihr Liebeshoffen der schred- liche Augenblick. Es war die Stunde des Mables, die Paare fanden sich zu- sammen — die Baronin Kalonitz stand allein, Graf Botho hatte sie im Stich gelassen. War er gegangen und ohne Abschied?
Wie sie an diesem Abend an der Seite eines ihr kaum bekannten Herrn gefessen, getrunken und geplaudert, wie sie dann mitten unter den Klän- gen der „Blauen Donau“ von pfö- lichem Schwindel erfasst und ohnmäch- tig in ihren Wagen gebracht worden war — davon wußte Adrienne's Mut- ter nichts, selbst nach Wochen, nach- dem längst das Bewußtsein zurückge- kehrt war. * * *
„Adrienne's Mutter!“ Wer würde sie jetzt noch so nennen? Nie, nie mehr ja sollte sie das herzliche „Mutterl“ der süßen Kinderstimme hören. Nie mehr würden kleine Arme sie zärtlich um- schlingen, durfte sie die runden Wan- geln küssen. Nie mehr konnte sie ihr kindliches Spielen und Scherzen thei- len, und nie wieder rief das fieberge- ängstigte Kind sie an sein Bettchen. Vorläuter das alles!
Jetzt dachte sie ihres einzigen Lieb- lings und that nichts Anderes, seit ihr die Genesung und damit das grau- same Verständnis ihres Verlustes zu Theil geworden, eine lange einsame Zeit. Sie jammerte nicht, sie weh- klagte nicht, sie raufte sich nicht die Haare in wildem Schmerz, aber sie schien gebrochen an Geist und Gemüth. Da richtete sie das thränenschwere Auge aufwärts gegen Himmel. Dort oben hinter den Wolken, die wie zart- gewebene Schleier das lenzeslichte Blau verhüllten, dort weilten in un- endlicher Seligkeit die singenden, ju- belnden Englein. Und mitten unter ihnen sang und jubelte Adrienne sel- ber, ein seliges Englein!
Des Kindes Zustand, der zur Zeit, als die Baronin sich auf den Hofball begab, gerade etwas gebessert schien, hatte Schwester Crescentia bald in die bangste Besorgniß versetzt. Die Schwester hatte öfters bei Diphtheritis gepflegt und kannte deren zerstörende Gewalt. Wie rasch und unerwartet tritt das schlimmste ein! Auf eigene Verantwortung entschloß sie sich, eine bringende Hofschaff an den Hofrath sowie an die Baronin in die Hofburg zu entfehlen. Der unglücklichen Mut- ter wurde die Meldung nicht überbrach — eine Hobeit führte sie eben zur Quadrille. Niemand ahnte, wie viel ihre Eile galt, was eine Verzögerung bedeutete, als Graf Botho, der am Eingang des Saales stand. Ihm ent- gieng nichts, und er sah unanmuthig die Zähne aufeinander. Es war nicht seines Amtes, die Baronin zurückzurufen. Der pflichttreue Arzt dagegen ließ nicht lange auf sich warten.
Adrienne erkannte den Hofrath und sah mit ihren großen Augen Hilfe suchend zu ihm auf. Er vermochte ihr keine zu bringen; selbst eine Opera- tion wäre erfolglos gewesen. Hätte er nicht früher vielreicht helfen können?
Draußen vor dem Hause harrte Graf Botho der Entscheidung. Hier auf der kalten, schneebedeckten Straße wurde es ihm kühl um die erhätte Schläse, kühlher vielleicht um's Herz! Er hüßte den Pelzmantel enger um die Schultern und schüttelte unwillig die kleinen Schneeflocken herunter. Die winzigen Sternchen stoben auseinander, fielen zu Boden und waren da- hin. Und so wie sie, zerrann auch ein schöner Traum, ein einziger froher Wintertraum: von Glück und Liebe. Graf Botho zog die Brauen in die Höhe. Wieder alibierte ein seines Schneefesternchen auf seinem Arme. Er berührte es mit dem Finger da slog es hinweg. „Wie schwach, wie schwach!“ murmelte er traurig.
Es war eine stürmische Nacht; der Nordwind faufte und braufte, und sei- gevallige Stimme sprach von Gott. Schwester Crescentia faltete des Kin- des Hände und begann mit Jubelruf die Gebete der Kirche. Raun hörbar glitt ein Geizzer von Adrienne's Lip- pen — die letzte Kinderseele stand vor Gott. Eine Herzlähmung hatte dem jungen Leben das rasche Ende ge- bracht.
Lange nach Mitternacht brachte man die Baronin nach Hause. Sie war von der alleischen Krankheit wie Ad- riene befallen. Doch während sie in hitzigem Fieber Vergessen fand, lag ihr einziges Töchterchen kalt und bleich auf der letzten Lagerstatt.
Nach am selben Morgen wurde die kleine Leiche eingefahrt und in's Lei-